



## Botnang – das Dorf der Wäscher und Bleicher

### Die Anfänge bis 1597

Ein nüchterner Chronist schildert Botnang sehr poetisch: »Das stille Dorf gewährt von der Anhöhe aus ein äußerst liebliches Bild, da seine Umgebung meist aus Baumgütern besteht, zwischen denen Bleichen wie Schneefelder herausblicken und seine Feldmarkung ringsum mit bewaldeten Anhöhen begrenzt ist.«

In der alten Landesbeschreibung von Württemberg wird von »mancherlei Gewerbe und Hantierung« erzählt. Botnang, der kleine Weiler im Oberamt Stuttgart, wurde immer als ein Dorf der Wäscher und Bleicher bezeichnet. Fast jeder Bürger besaß eine Bleiche, auf der man nach altem Brauch die Hausleinwand bleichte.

Die Botnanger waren dafür bekannt, ihr Gewerbe gut zu verstehen, und so kam die im Land selbstgespinnene Leinwand von überallher in den kleinen Ort, um auf den Botnanger Bleichen den rechten Farbton zu erhalten.

Die Stadt Stuttgart besaß vor dem Seegasentor am unteren See eine eigene Bleiche mit einem Bleichgraben und einer 8 Morgen großen Wiese. Sie war im Herrschaftsbesitz und wurde als Erblehen verliehen. Ende des 16. Jahrhunderts ging sie aber ein, weil der Zulauf nachließ, vermutlich weil die Botnanger ihr Bleichgeschäft so »eifrig betrieben«.

Zu welcher Zeit das Bleichen in Botnang zum Gewerbe wurde, ist nicht genau zu ermitteln, doch schien es schon vor Jahrhunderten dort heimisch gewesen zu sein. Da die Leinenherstellung mit zum ältesten und volkstümlichsten Gewerbe in Württemberg zählt, dürfte auch das Bleichen ein ansehnliches Alter haben.

### Urach wird Konkurrenz

1597 traf die Botnanger ein schwerer Schlag: Herzog Friedrich I. förderte in Urach die Neugründung einer »Linnen- und Bleichanstalt«. Diese neue Bleiche erhielt sogar das Monopol für das ganze Land.

Nunmehr kämpften die Botnanger um ihre Existenz. In einer Bittschrift schilderten sie 1603 dem Herzog ihre Notlage: ihr Nahrungserwerb beruhe einzig und allein auf dem Waschen und Bleichen des Leintuches. Sie wären 63 arme Bürger in dem Weiler, hätten keinen Ackerbau, nur 24 Morgen Weingärten und »wenig Gärten und Wiesenplätzlein« seien ihnen eigen. Ihre saure Nahrung aber hätten sie in der Hauptsache davon gehabt, daß sie für die Bürgerschaft, den Hof und die Kanzlei zu Stuttgart den Sommer über waschen und bleichen. Sie müßten betteln gehen und ihre Wohnungen verlassen, wenn ihnen dieser Erwerb genommen werde.

»Schultheiß, Hainbürger, Geschworene und ganze arme Bürgerschaft zu Botnang« baten, der Herzog möge aus Gnaden gestatten, daß sie »denen von Stuttgart leinen erzeugendes Tuch, welches dort in Wahrheit ein geringes ist, bei uns zu Bothnang bleichen und also samt unseren armen Weibern und Kindern unser saure Nahrung und das tägliche liebe Brot bevorab bei dieser Theure und Mißjahren des bessern« haben könnten.

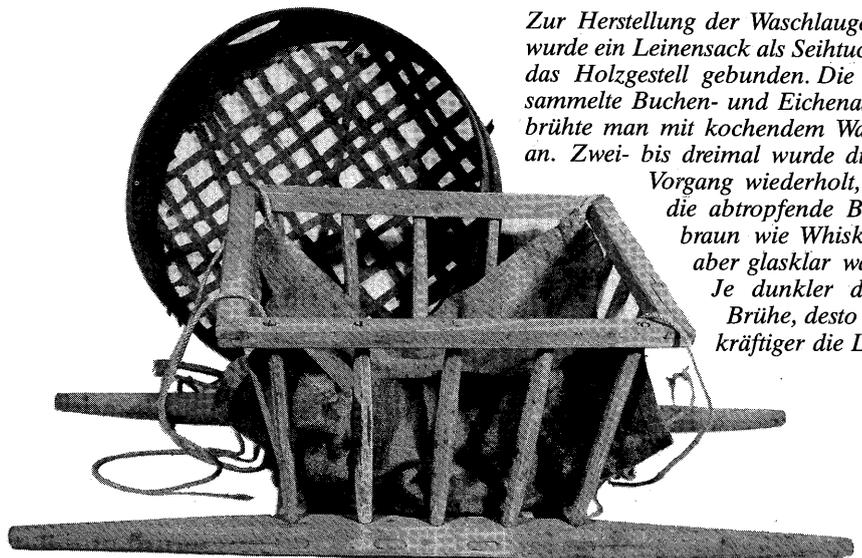
Bürgermeister und Gericht zu Stuttgart

bestätigten in nachbarlicher Verbundenheit am 26. März 1603, daß sich die Botnanger »bisher allein mit dem Waschen und Bleichen von Stuttgart aus nähren und erhalten müssen«. Wegen der zu Urach eingerichteten Bleiche möge der Herzog doch das arme Flecklein nicht seiner Nahrung berauben.

Eine Antwort auf dieses Bittgesuch konnte nirgends gefunden werden. Nachdem jedoch in der Folge von Jahrzehnten weiter gewaschen und gebleicht wurde, erfolgte wohl damals zumindest eine Duldung zur weiteren Ausübung des Gewerbes.

### Mit Aschenlauge gewaschen

Die Stuttgarter nahmen gern die Dienste der Botnanger in Anspruch, die Weber nutzten die Bleiche, und die Bürger ließen ihre Wäsche besorgen. Das Waschen im Haus und an den Brunnen war in Stuttgart durch eine Feuerordnung verboten. Gewaschen werden sollte in den städtischen Waschhäusern. Die Stadt besaß jedoch 1510 erst ein Waschhaus, 1547 kam



*Zur Herstellung der Waschlauge wurde ein Leinensack als Seih Tuch in das Holzgestell gebunden. Die gesammelte Buchen- und Eichenasche brühte man mit kochendem Wasser an. Zwei- bis dreimal wurde dieser Vorgang wiederholt, bis die abtropfende Brühe braun wie Whisky, aber glasklar war. Je dunkler die Brühe, desto kräftiger die Lauge.*

ein weiteres dazu. Dieses Verbot konnte nicht aufrecht erhalten werden, 1598 wurde es eingeschränkt und die Einrichtung von Waschkesseln gestattet. Natürlich unter strikter Befolgung der Feuerchutzordnung.

Die Botnanger holten die Wäsche und brachten sie wieder ins Haus. Die Voraussetzungen für den Wäschereibetrieb waren günstig: das quellenreiche Tal bot genügend Wasser, der Wald Holz und Holzasche. Zu dieser Zeit wurde mit Aschenlauge gewaschen: Holzasche wurde mit heißem Wasser angebrüht, gefiltert und dann über die Wäsche gegossen. Asche aus Buchenholz eignete sich am besten dafür.

Der Geschichtsschreiber Sebastian Frank, Seifensieder in Esslingen, klagte 1533 über den Mangel an Absatz seiner Ware »da im Land Wirtemberg... fast allein der Adel und gar wenig Bürgerinnen mit Seife zu waschen pflegen, sondern alles mit Lauge gewaschen oder gelaugt werde«.

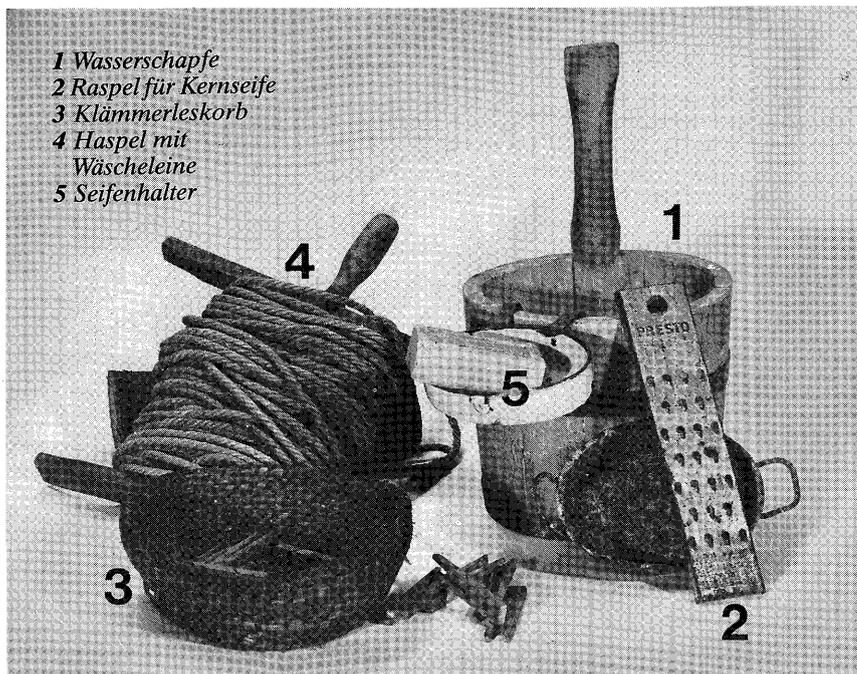
Die gelaugte Wäsche wurde tüchtig gespült; getrocknet und gebleicht. Dabei war die ganze Familie eingespannt, alle mußten auf die Arbeit Rücksicht nehmen, selbst die Hunde: Die Dorfordnung bestimmte, daß sie zur Bleichzeit im Sommer einzusperren seien. Für herumstreuende Hunde mußte eine Strafe von 5 Gulden bezahlt werden.

Auf den Bleichen waren Hütten aufgestellt zum Unterschlupf der Wächter. Nur Männer sollten in der Nacht wachen. Um 1670 wurde öffentlich gewarnt »weil vorkommen, daß wieder ledige Töchter und Weibspersonen auf den Bleichen liegen, auch ledige Gesellen zu ihnen kommen, ist solches ihnen vorgehalten und die hohe Strafe, die ihnen vors Jahr angedroht, zu beachten«.

Die Bleicher waren stolz auf ihre Arbeit, sie verschmähten unerlaubte Hilfsmittel. Wessen Wäsche weißer erschien, hatte Neider und wurde zuweilen verdächtigt, mit Kalk gebleicht zu haben. Ein Einwohner beschwerte sich 1636 wegen dieser Verleumdung.

Die Wäscher und Bleicher waren überaus fleißig; sie arbeiteten von früh bis spät. Oft begannen die Frauen morgens um 3 Uhr mit Waschen. Selbst der Kirchenbesuch wurde vernachlässigt, so daß immer wieder an die Sonntagsheiligung erinnert werden mußte. Wegen Sonntagsarbeit wurde jedoch selten jemand bestraft; die Behörde war nicht engherzig, sah man doch, wie schwer die Botnanger um ihren Lebensunterhalt zu kämpfen hatten. Aber als die Wäsche während des Wochengottesdienstes in unmittelbarer Nähe der Kirche geschlagen wurde, erregte dies

*Auf einem drei- oder auch vierbeinigen Waschbock stand der Zuber aus Holz mit Eisenbändern umspannt. Er durfte nicht verlechren (austrocknen), denn sonst schwand das Holz, und das Wasser quoll aus den Ritzen zwischen den Dauben. Auf dem Waschbrett wurde die Wäsche so lange eingeseift und gerubbelt bis sie sauber war.*



Unwillen, weil es die Andacht störte. Es wurde untersagt, wie auch das Bearbeiten der Wäsche mit dem Klopffholz um die Mitternachtsstunden.

Fast jedes Haus hatte ein Waschhäuschen. Wer die »Gerechtigkeit zum Waschen« besaß, ließ sich dies auch bei einem Besitzwechsel bescheinigen. Abholung und Ablieferung der fertigen Ware erforderten weite Wegstrecken. Dazu ein Bericht aus dem 19. Jahrhundert: »Die fleißigen Einwohner sind lebhafter Gemütsart, witzig, geschmeidig und vielleicht nur dadurch etwas verdorben, daß sie in ihrem Verkehr vorzugsweise auf Stuttgart und Ludwigsburg angewiesen sind.«

## Was unsere Großmütter noch erlebten

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ging das Bleichgeschäft immer mehr zurück. Mehr und mehr verlagerten die Botnanger ihre Tätigkeit vom Bleichen zum Waschen. Man wusch von Hand mit dem Waschbrett und der Botnanger

Waschbürste. Diese war eine kurze rechteckige Bürste, bei der nur drei Reihen Borsten vorhanden waren und die »recht gut in der Hand lag«. In der Gegend von Oberndorf wird diese Bürste heute noch unter der Bezeichnung »Botnanger Bürste« verkauft.

Am Abend zuvor wurde mit Soda eingeweicht. Anderntags verwendete man dann Kern- und Schmierseife zum Waschen. Dem letzten Schwenkwasser setzte man noch einen Schuß Wäschebläue hinzu.

Im kupfernen mit Holz befeuerten Waschkessel wurde die Wäsche gründlich gekocht, dabei mit einem hölzernen Waschlöffel umgerührt und mittels einer Holzgange umgeschichtet.

Die Waschmittel brachte »der Herzog«, ein Großhändler aus Waiblingen. Man kaufte nur kübel- oder fäßchenweise. Hatte man beim »Herzog« seinen Einkauf getätigt, wurde gleich und ohne große Formalitäten die Bestellung fürs nächste Jahr aufgegeben und durch einen einfachen Handschlag besiegelt.

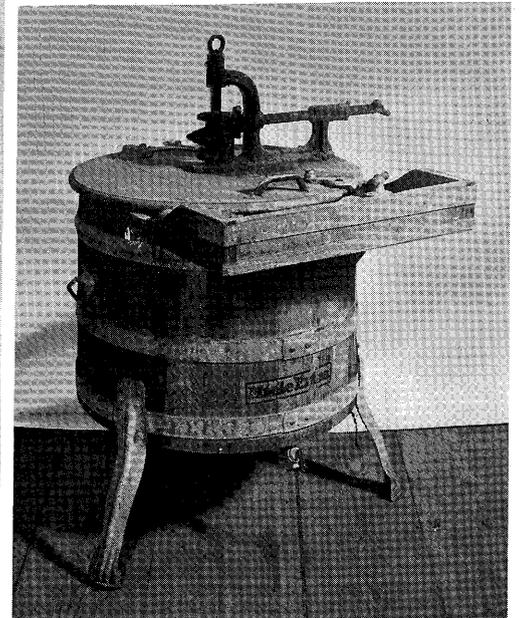
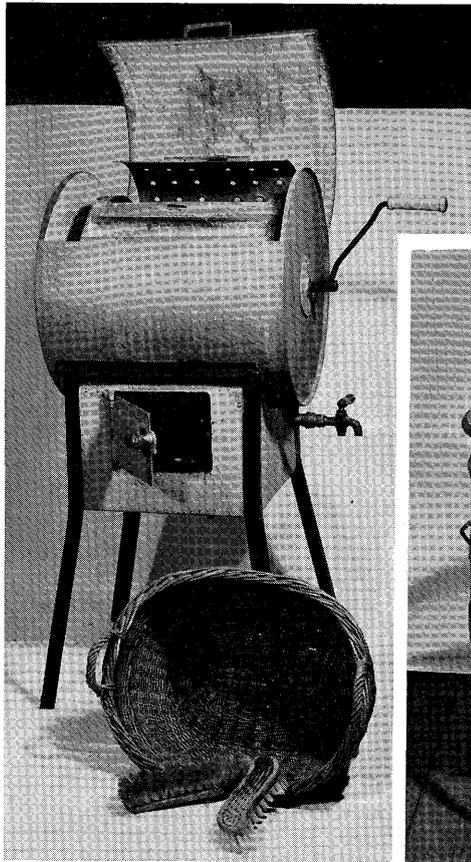
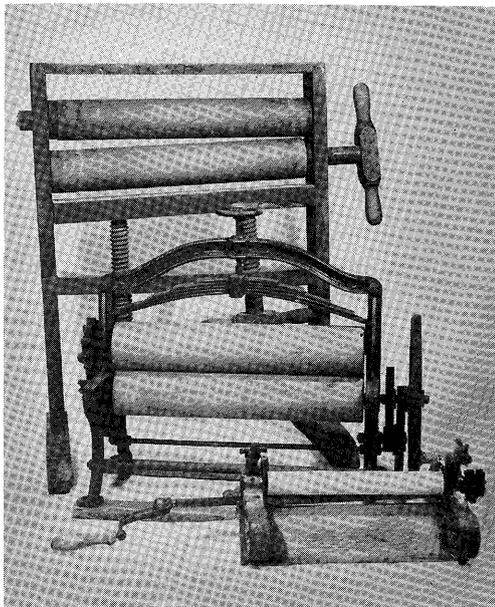
Die oberen Teile der Sommerhalde, der



Kirchhalde und des anschließenden Greuts waren mit Reben bepflanzt. Aber in den Talauen z. B. im Gebiet des Nöllens, des Spitalwaldes, der unteren Sommerhalde, des Belaus waren reine Wiesen. Dort wurde die Wäsche zum Trocknen aufgehängt. Soweit das Auge reichte, leuchtete das Weiß. Sogar über Nacht konnte die Wäsche auf der Leine bleiben, denn sie wurde von einem Wärter bewacht. Zog jedoch in der Nacht ein Gewitter auf, so mußten Kind und Kegel, mitten aus dem Schlaf gerissen, rennen, um die kostbare Wäsche in Sicherheit zu bringen. Gelang dies nicht rechtzeitig, so konnte es sein, daß man nach so einem Unwetter die Wäsche im Umkreis von Hunderten von Metern zusammenlesen mußte und das Waschen von vorne begann. Wer über keine eigene Wiese verfügte, konnte auf der gemeindeeigenen »Trocknetse«, entlang dem Bach der Sommerhalde »sei Wäsch« aufhängen. Oft mußte die nasse, schwere Wäsche mit einem Buckelkorb über große Entfernungen zum Trockenplatz getragen werden. Im Winter wurde das ganze Wohnhaus zur »Trockenstube« umfunktioniert. An den Wänden entlang waren Haken angebracht, über die nach Bedarf die Wäsche gespannt wurden. Kundschaft der Botnanger Wäschereien waren vor allem Stuttgarter Geschäftsleute und Bürger. Die schmutzige Wäsche wurde von den Wäscherinnen oft in Begleitung ihrer Kinder bei den Kunden direkt abgeholt und bis zum Bau der Straßenbahn (1914) mit dem Handwagen über den Botnanger Sattel gezogen. Die fertige Wäsche wurde auf demselben Weg zur Stadt zurückgebracht. Zur Erleichterung allerdings sammelten sich die Waschfrauen morgens um fünf Uhr mit ihren Waschkarren. Dann wurden Geleitzüge durch Aneinanderreihen der Handwagen zusammengestellt. Es gab dabei eine festgelegte »Fahrordnung«. Der Hirschwirt zog dann mit seinem Pferd, gegen ein geringes Entgelt, die Geleitzüge über den Schwanen zum Botnanger Sattel hinauf.

Nachdem dort das Pflastergeld von 10 Pfennige pro Karren bezahlt war, zog

*In diesen handbetriebenen Mangeln wurde die Wäsche zwischen Holzwalzen und Molontüchern durchgedreht (gemangelt).*



*Zwei echte Waschmaschinen-Veteranen: links eine hochbeinige, von unten beheizbare und von Hand betriebene Trommelwaschmaschine; rechts eine »Miele« ältester Bauart. Über eine umgelenkte von Hand betriebene Achse wurden im Innern des Holzbottichs die Wascharme bewegt.*

jeder mit seinem Wagen weiter. Damals kostete eine Brezel 3 Pfg. Manche Familien mußten Fußmärsche bis nach Bad Cannstatt zu ihren Kunden zurücklegen. Zu allem Übel wurde ihnen an der Neckarbrücke ein zweites Mal Pflastergeld abverlangt. Auch beim Austragen der sauberen Wäsche halfen die Kinder mit. Vom Wagen aus wurden ihnen zwei Packen Wäsche auf den Kopf gesetzt, und so ging es in aufrechter Haltung zu der betreffenden Familie.

Der Lohn fürs Waschen und Bügeln eines Metzgerschurzes betrug damals 6 Pfennige, für eine Metzgerbluse 12 Pfennige. Neben dem Barlohn gab es immer noch ein Vesper und ein Viertel Bier, und für die Kinder als Krone der Belohnung ein saures Bonbon.

Im Laufe der Jahre entwickelten sich zwischen den Wäscherinnen und ihren Kunden feste Bindungen. Wenn auch die mei-

sten Häuser Weißwäsche wuschen, so bestanden damals schon Wäschereien, die speziell für Bäcker oder Metzger, für Ärzte, Offiziere oder Kaufmannsfamilien, für Hotels, Wirts- und Geschäftshäuser wuschen und bügelten. Ja, es gab sogar eine Familie, die sich auf das Waschen von Pferddecken spezialisiert hatte. Solche Geschäftsverbindungen hielten bei Zufriedenheit mit guter Arbeit und prompter Bezahlung über Jahrzehnte hinweg. Wer einen Kunden wie ein Glas-, Porzellan- und Aussteuergeschäft hatte, brauchte um seinen Umsatz nicht besorgt

- 1 Bügeleisen, beheizt mit einem glühenden Stahl.
- 2 Holzkohlebügeleisen
- 3 Bügelstahl
- 4 elektrisches Dampf bügeleisen
- 5 elektrisches Bügeleisen



zu sein. Die herrlich anzuschauenden Ausstellungen verlangten makellose, große, spitzenbesetzte Tisch- und Tafeltücher, schöne Servietten und vieles andere. Oft mußte bis tief in die Nacht oder bis zum früheren Morgen feinste Tischwäsche mit Reisstärke behandelt und gebügelt werden.

Erst später, als die Botnanger Wäschereien weniger wurden, hat man die zuvor zum Trocknen der Wäsche benutzten Wiesen mit Obstbäumen bepflanzt. Zur seltenen Zeit wurden die Weinberge aufgege-

ben, und somit entstand das noch vielen Botnangern bekannte Bild: Botnang eingebettet in einem Meer von blühenden Obstbäumen.

Allmählich bot sich immer häufiger die Möglichkeit, in der Stadt eine Arbeit zu bekommen. Die aufstrebende Industrie bot nun speziell den Männern Arbeitsplätze an. Die Botnanger gingen auf Tagelohn, Fleiß und Geschicklichkeit machten sie bald zu gesuchten Arbeitern.

In kleinerem Umfang konnte sich das Waschgeschäft noch lange halten. Um die

Jahrhundertwende waren es noch 70 Botnangerinnen, die ihr tägliches Brot mit Waschen verdienten.

In den 60er Jahren gaben immer mehr Wäschereien ihren unermüdlichen Dienst am Kunden auf. Die neu entwickelten Waschautomaten übernahmen in den Haushalten nach und nach die Arbeit.

Eine Epoche, aus der Botnang den Beinamen erhalten hatte, ein Dorf der Wäscher und Bleicher zu sein, war zu Ende gegangen.



### »Mädle, heirat koin aus Botnang!«

Unsere Vorfahren lebten in sehr bescheidenen Verhältnissen. Ab und zu kam es vor, daß die Liebe an den Ortsgrenzen von Botnang nicht halt machte. Wenn sich ein junges hübsches Mädchen in einen Botnanger verliebte, wurde sie von ihren Angehörigen und Freunden mit

einem beschwörenden Appell gewarnt: »Mädle, heirat koin Botnanger; dort müsset die Weiber d'Männer verhalte«.

In dieser Warnung steckte natürlich ein Stück bittere Wahrheit: Die Botnanger waren arm, und der Lohn am Zahlag war gering. Viele Familien waren auf einen Zusatzverdienst angewiesen, und die Bleicher- und Wäschertradition bot hierzu die besten Möglichkeiten. Nahezu in jedem Haus wurde gewaschen, und wenn es in der Küche war und die Wäsche im Winter in der Wohnstube getrocknet werden mußte. So hatte ohne großen Aufwand jede Frau einen sicheren Nebenverdienst, und wer tüchtig war, konnte mit der Wäscherei leicht mehr verdienen, als der Mann in der Lohntüte nach Hause brachte.



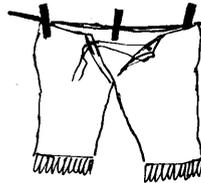
### Umweltschutz in der Bettkittelgasse

Der Winter 1928/29 war besonders hart. In der zweiten Februarhälfte waren Temperaturen unter minus 25 Grad keine Seltenheit. Sogar die Bärte der Männer gefroren in diesen Tagen. Trotzdem mußten die Wäschereibetriebe weiterarbeiten, denn die schmutzige Wäsche fiel nach wie vor an, und die Kundschaft wartete auf frische Wäsche.

Viele Probleme gab es damals zu lösen. Wasserleitungen und Brunnen waren eingefroren. Mit glühenden Ketten, die man in die Brunnenstuben hängte, konnte man wenigstens das unbedingt nötige Wasser auftauen. In einer Wäscherei im Himmerreich war in diesen Tagen ein neuer roter Stoff zum ersten Mal zu waschen. Die Waschlauge färbte sich blutrot. Die Wäscherin kippte mit gekonntem Schwung den Zuber mit der roten Waschlauge in den Kandel der Himmerreichgasse.

Die rote Bräue floß zwar den Kandel hinab in Richtung Wette, aber bevor sie ihr Ziel erreichte, gefror sie, und entlang der Himmerreichgasse war eine rote Spur gezogen. Selbst im damals »roten« Botnang fiel dies auf. So blieb es nicht aus, daß auch der Ortsbüttel auf diese Art Umweltverschmutzung aufmerksam wurde. Schon in dieser Zeit durfte man die Umwelt nicht einfach grob fahrlässig verschmutzen, und so schritt die Obrigkeit ein. Die rote Spur mußte aus der Himmerreichgasse

verschwinden. Da ein Ende der Kälteperiode nicht abzusehen war, mußten die Verursacher das ganze Eis mit dem Pickel aufschlagen und in Schubkarren in den eigenen Garten fahren und dort »entsorgen«, das heißt: Man wartete darauf, bis das Eis dort im Frühjahr schmolz.



### Emanzipation à la Wäscherin

In der Zeit, als die Wäschereien in Botnang noch in voller Blüte standen, herrschten im Gesangverein strenge Regeln: Singen durften nur Männer. An einem Frauenchor oder gar einen gemischten Chor war nicht zu denken. Frauen konnten nicht Mitglied im Verein werden. Zwar brauchte man sie, um das Vereinsleben aufrechtzuerhalten: Kochen, Backen, Spülen und Putzen waren Tätigkeiten, von denen die ehrenwerten Sänger nicht viel hielten. Außerdem waren die Frauen nur bei den Festen und beim Tanz gern gesehen.

Gründe, warum Frauen nicht mitsingen durften, gab es für die Sänger natürlich viele: Frauen können bei den Proben nicht so lange stehen wie Männer; Frauen können den Ton nicht halten; Frauen sind abends zu müde; Frauen müssen im Haus arbeiten und gehören abends nicht in den Verein; Frauen verdrehen bei der Probe den Männern die Köpfe; Frauen stören durch ihr fortwährendes Gerede. Dies und noch viel mehr mußten sich die singbegeisterten Botnangerinnen von den erfahrenen Sängern immer wieder anhören, wenn sie baten, mitsingen zu dürfen.

Eines Tages erschien nun bei der Chorprobe ein neuer Sänger, ein schüchterner junger Mann und bat höflich mitsingen zu dürfen. Man wies ihm einen Platz beim Tenor zu. Seine Stimme klang hell und schön, und die Begabung des jungen Mannes fiel bereits bei der ersten Probe auf. Zum gemütlichen Umtrunk nach der Probe wollte der junge Sänger nicht bleiben, doch die anderen Sänger mochten das neue Talent nicht so einfach ziehen lassen. »Der hat noch nicht einmal Barthaare! Ob er schon im Stimmbruch ist?« Bier und Wein wollte er auch nicht trinken. Plötzlich hatte einer der Sänger einen furchtbaren Verdacht: »Sollte eine Frau in Männerkleidung...?« Und so war es.

Einer Botnanger Wäscherin war es zu bunt geworden, sie schaffte den Einbruch in die Männerwelt.

Nun war es nur noch eine Frage der Organisation, bis der Frauenchor gegründet wurde und zum ersten Mal ein gemischter Chor auftrat.

Quellenangabe: Teile des vorliegenden Textes wurden der Festschrift »900 Jahre Botnang« entnommen.